Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 20. Posen, den 16. Mai. 1880.

Unerlaubter Nachdruck untersagt.

Verlorenes Spiel.

Novellette von Theodor Küster.

(Schluß.)

„Mein Onkel ist zu leidend, um reisen zu können, und darauf hat auch der Betrüger gebaut; er wußte sich durch die arglosen Aeußerungen meines Vetters über alle Verhältnisse genau zu unterrichten. Ich werde einem intimen Freunde Kasimir's telegraphiren und ihn um sofortige Antwort bitten, dem Rittmeister von Geldern in M. Ich weiß, daß dieser jetzt in seiner Garnison anwesend ist und nicht säumen wird, meinem Rufe Folge zu leisten; zudem kenne auch ich ihn gut, denn er war mit meinem verstorbenen Gemahl ebenfalls befreundet. Er ist ganz dazu geeignet, den Betrüger zu entlarven."

„Nun wohl, lassen Sie die Depesche sogleich besorgen. Ich gehe jetzt zu Herrn von Krantz, dem Staatsanwalt, und werde diesem die Verhältnisse einstweilen nur privatim mittheilen. Falls Herr von Geldern Ihre Depesche sogleich zustimmend beantwortet, kann er bis morgen Nachmittag hier sein. Sollte der falsche Fürst, der Betrüger sich heute bei Ihnen melden lassen, so empfangen Sie ihn nicht; schützen Sie heftiges Unwohlsein vor. Er darf nicht ahnen, was gegen ihn im Werke ist."

Seehausen empfahl sich. In begreiflicher Aufregung durchschritt die Gräfin ihr Zimmer. Sie schickte ohne Säumen die Depesche an den Rittmeister von Geldern nach M. ab. Anderthalb Stunden später erhielt sie dessen zusagende Antwort.

Was war aus ihrem Cousin Kasimir geworden? — Diese sie beängstigende Frage drängte sich ihr immer von Neuem auf. — Szapira konnte nur ein schlechter Mensch, ein Verbrecher sein und ihm — vielleicht selbst dem Mörder des jungen Fürsten — hatte sie arglos ihr Vertrauen geschenkt?! — — —

Die schrecklichsten Bilder traten vor ihre Augen; sie kam sich jetzt so hilf- und schutzlos vor, wie sie sich nie gefühlt. Und was wäre auch wohl aus ihr geworden, hätte der „Freund" Leopold von Seehausen ihr nicht zur Seite gestanden? — — Mußte der Schwindler es nicht auch auf ihr Vermögen abgesehen haben? — Und was würde aus ihr geworden sein, was wäre wohl ihr Ende gewesen, wenn sie wirklich sein Weib geworden?! — — —

Sicher hätte er mit allen Mitteln danach gestrebt, sie und ihren Reichthum sich ganz zu eigen zu machen, sie irgendwohin geführt, wo sie ihm macht- und schutzlos gegenübergestanden haben würde. —

Lodoiska erschrak heftig, als das Kammermädchen ihr den Fürsten meldete. Ihr bleiches, verstörtes Aussehen rechtfertigte in der That die Weisung, welche sie der Zofe gab, daß Unwohlsein es ihr unmöglich mache, den Besucher zu empfangen.

Der Fürst ließ sein aufrichtiges Bedauern ausdrücken und sprach die Hoffnung aus, seine Cousine am Abend wohler zu finden. Sichtlich mißgestimmt entfernte er sich und schlug den Weg nach seinem Hotel ein. Er hätte grade heute gern mit der Gräfin gesprochen, da er einen Brief von dem alten Fürsten erhalten hatte, der ihn sowohl wie Lodoiska bestimmen sollte, sich möglichst bald zu vermählen. Der alte Herr fühlte sein Ende herannahen und wünschte Sohn und Nichte vorher noch vereint zu sehen; deshalb sollte die Trauung so schnell als möglich stattfinden.

In seiner eleganten Wohnung angelangt, las er noch einmal mit teuflischem Lächeln den Brief des alten Fürsten. Leise murmelte er zwischen den weißen Zähnen hervor, während er mit der wohlgepflegten Hand sich den Bart strich:

„Ha, ha! Alles ist mir günstig: Der Alte wird in die Hölle fahren, ihn habe ich dann nicht mehr zu fürchten; die andern Verwandten werden mich nicht zu sehen bekommen, denn ich werde mit meinem schönen Weibchen leben, wo es mir gefällt und — wo ich sicher bin! — Sie muß sich mir gefügig zeigen, denn thut sie es nicht, so wird es um so schlimmer für sie sein. — Lodoiska ist in der That ein reizendes Geschöpf", sagte er mit cynischem Lächeln, „und an sich schon das Risico werth, welches ich um ihres Besitzes willen laufe, ganz abgesehen von ihrem kolossalen Vermögen, aus welchem ich", setzte er gedehnt hinzu, „den schnellsten und möglichsten Nutzen zu ziehen gedenke. — Dieser Brief wird sie bestimmen, sich schleunigst mit mir zu verbinden — in aller Stille, ohne weitere Zeugen als höchstens diesen anscheinend unvermeidlichen, albernen „Freund", dessen Laufpaß alsdann schon seiner harrt. Dann sofortige Abreise — doch nicht zu meinem lieben Herrn Papa, wie sie träumt!" — —

Des Erfolges seiner Pläne sicher, ging der Pole im Zimmer auf und ab, während er die hellblauen Wölkchen einer echten Upman von sich stieß, von Zeit zu Zeit sich aus einer Originalflasche echten Ungarwein in einen mit dem fürstlich Broinski'schen Wappen geschmückten goldenen Becher goß und gierig das edle Naß schlürfte.

„Es sollte mir leid thun, wenn sie sich widerspenstig zeigte", fuhr er fort; „ich müßte in solchem Falle mich ganz als — den Erben ihrer Güter betrachten, alle Gatten- oder sonstigen Gefühle unterdrücken und . . . ." —

Er hielt inne und blickte mit einem nicht zu beschreibenden Ausdruck seiner stechenden Augen einige Augenblicke hindurch in's Leere.

„Ah bah!" rief er dann plötzlich. „Sie soll mich in meinem Vorhaben sicher nicht hindern!" —

Es waren Träume von Glanz, Reichthum und Wohlleben, welche der seiner Beute schon so sichere Pseudofürst schmiedete. — Ein leiser Fluch entfuhr am Abend desselben Tages seinen Lippen, als er sich an der Thür der Gräfin Gleichenstein abermals abgewiesen sah. Er verbrachte den ganzen Abend im adligen Klub und trug einen reichen Gewinn nach Hause. Glaubte er es auch nun nicht mehr nöthig zu haben, so betrog er seine Spielgenossen doch aus alter, liebgewordener Gewohnheit. Als er spät am andern Morgen nach einer wüst verlebten Nacht erwachte, fand er schon ein Billet der Gräfin, welches ihn für den Abend zu einem petit souper entbot.

Wohl eine Stunde vor der angegebenen Zeit stellte der Pole sich im Hotel Gleichenstein ein. Lodoiska war auf diesen frühen Besuch nicht vorbereitet gewesen, allein abweisen konnte sie ihn auch nicht, und ohnehin mußte ja auch Seehausen, der sein frühes Erscheinen in Begleitung des Staatsanwalts von Krantz zugesagt hatte, bald eintreffen. Rittmeister von Geldern hatte der Gräfin bereits seinen Besuch gemacht, nähere Mittheilungen von ihr erhalten und war gebeten worden, sich für den Abend wieder einzufinden.

Gewaltsam sich beherrschend, empfing die Gräfin den Betrüger in gewohnter Weise. Er war zu ahnungslos, um ihrer Bläffe und dem Erbeben ihrer Hand, als er diese an seine Lippen führte, einen andern Grund beizumessen, als die aus dem Unwohlsein zurückgebliebene Schwäche.

„Sie sind in der That noch sehr leidend, Lodoiska", bemerkte er; „doch bin ich leider trotzdem genöthigt, Sie um eine Unterredung ohne Zeugen zu bitten. Deshalb kam ich so früh, um nicht durch etwaige andere Gäste behindert zu sein."

Die Gräfin ließ sich erschöpft in einen Fauteuil sinken; sie sagte sich, daß sie die unvermeidliche Farce über sich ergehen lassen müsse, um dem Verbrecher jeden Anlaß zum Argwohn zu nehmen. Vorher hatte sie ihm noch gesagt, daß sie auch Herrn von Seehausen

erwarte. Der Pole bis sich auf die Lippen: immer und immer wieder mußte dieser Seehausen ihm in den Weg kommen; er haßte ihn — tödtlich! — Doch das sollte ja nun bald anders werden, sobald sie mit ihm vermählt sein würde.

Die kurze Zeit des Alleinseins mit Lodoiska benutzend, übergab er ihr den Brief des alten Fürsten und mit gut gespielter Trauer sagte er:

„Mein armer Vater! ich möchte so gern seinen letzten Wunsch erfüllen: Sie wissen, Cousine, daß ich Sie immer verehrt, noch ehe ich das Glück hatte, Sie persönlich kennen zu lernen. Der Wunsch meines Vaters ist auch mein höchstes Glück — wollen Sie mir bald Ihre Hand reichen, Lodoiska?“ — —

Einen Augenblick schien die Gräfin ihre Fassung zu verlieren, doch gelang es ihr, sich und den Unmuth, der in ihr aufstieg, zu beherrschen, und anscheinend ruhig erwiderte sie:

„Ich bin wirklich heute noch so angegriffen, daß ich Sie bitten muß, mir eine sofortige Beantwortung Ihrer Frage zu erlassen; morgen wollen wir darüber mit aller Ruhe sprechen.“

In der That schien die Gräfin so leidend, daß er es wohl für das Beste halten mochte, nicht weiter in sie zu dringen; ja er bat selbst, sich verabschieden zu dürfen, damit sie sich die nöthige Ruhe gönne, die ihr ersprießlicher sei, als sie vielleicht glaube.

„Nein, bitte, bleiben Sie; erzählen Sie mir von Ihren Reisen — Vetter . . . . .“ — Das Wort wollte ihr kaum aus dem Munde. — „Das wird mich zerstreuen . . . . .“ —

Das Zusammensein ohne Zeugen mit dem gefährlichen Menschen schien der Gräfin eine Ewigkeit. Zerstreut nur hörte sie ihm zu, bis sie endlich bei des Dieners Meldung von Seehausen's Ankunft hoch aufathmete. Der „Freund“ war sichtlich erstaunt und unangenehm überrascht, den Baron schon vorzufinden; er bemitleidete Lodoiska, daß sie gezwungen gewesen, mit ihm allein zu sein, da er wußte, wie schwer es ihr geworden war, sich dem Gauner gegenüber zu beherrschen.

Kurz nach Seehausen's Eintreten ward auch Herr von Krantz gemeldet, den der angebliche Fürst zuvor nie bei der Gräfin getroffen. Er hatte auch keine Ahnung, daß dieser Mann mit den feinen, geistvollen, so freundlichen Zügen und dem nichts destoweniger scharfen Blick der Staatsanwalt sei. Er vertiefte sich bald in ein Gespräch mit ihm, nicht wissend, wie jedes seiner Worte beachtet wurde. Er erzählte von seinen Reisen in Italien, und die beiden Herren fanden so manche Anknüpfungspunkte, da auch Herr von Krantz fast alle jene Gegenden kannte, über welche der Pole sprach.

Eine Stunde mochte so vergangen sein in gegenseitiger anregender Unterhaltung. Die Gräfin sprach meist nur mit Seehausen. Zuweilen streifte ihr Blick die Pendule auf dem Kamin und aufmerksam horchte sie auf jedes Geräusch von Außen, auf jeden vorüberfahrenden Wagen. — Da, endlich hielt ein Wagen vor ihrem Hause, ihre Augen begegneten denen Seehausen's — sie wußten Beide, was nun kommen werde. —

Ein Diener trat auch bald ein und meldete den Rittmeister von Geldern. Sichtlich erfreut erhob sich die Gräfin, um den Ankommenden entgegenzugehen, und bewillkommte ihn auf das Herzlichste.

Der Offizier, eine schlanke, kräftige Erscheinung, ein schöner Mann von etwa 36 Jahren, war in Uniform. Mit schnellem Blick überflog er die Anwesenden, trat dann auf die Gräfin zu, verbeugte sich vor ihr und sagte:

„Ich vermuthete, gnädigste Gräfin, Ihren Herrn Vetter, meinen Freund, bei Ihnen zu treffen: wird er noch erwartet oder sollte er vor meiner Ankunft bereits abgereist sein?“ —

„Aber bitte, Herr von Geldern, blicken Sie um sich: dort steht ja mein Cousin, Fürst Kasimir . . . . .“ —

Der Pseudofürst stand in diesem Augenblick mit dem Rücken gegen den Kaminsims gelehnt. Er war tödtlich bleich geworden unter den letzen Worten und ein unheimliches Feuer blitzte aus seinen Augen. Herr von Krantz stand der Ausgangsthür zunächst, Seehausen hinter der Gräfin.

Ein Augenblick der peinlichsten Erwartung trat ein.

Der Rittmeister von Geldern fixirte den Polen, dann entgegnete er lächelnd:

„Gnädigste Gräfin belieben zu scherzen: Fürst Kasimir Broinski ist einer meiner besten Freunde, und wenn ich ihn auch seit länger denn zwei Jahren nicht mehr gesehen habe, so kann ich doch dreist behaupten, daß er sich hier, in diesem Zimmer, nicht befindet . . . . .“ —

„Sind Sie bereit, Herr Rittmeister, diese Aussage zeugeneidlich zu erhärten?“ wandte sich jetzt der Staatsanwalt an Herrn von Geldern. „Ich bin der Staatsanwalt von Krantz.“

„Jederzeit!“ entgegnete der Offizier.

Der Pole knickte förmlich zusammen; doch im Nu stand er wieder hochaufgerichtet, fast in drohender Haltung da. Mit schneidiger, zischender Stimme rief er:

„Ich sehe, daß hier ein Komplot gegen mich geschmiedet worden, und glaube auch dessen Urheber zu kennen. Der Salon einer Dame ist wohl kaum der geeignete Ort, um Erklärungen herbeizuführen; aber ich mache die Theilnehmer an diesem Bubenstreich darauf aufmerksam, daß sie mir morgen dafür Rede zu stehen haben werden!“ —

Nach diesen in vollster Wuth und mit haßerfüllten Blicken auf Seehausen gesprochenen Worten schritt er dem Ausgang zu.

Man ließ ihn sich ungehindert entfernen; doch schon im nächsten Augenblick ward draußen ein Wortwechsel gehört. Der Staatsanwalt öffnete die Thür und ging, gefolgt von den beiden anderen Herren, in's Vorzimmer. Ein Polizei-Kommissar und zwei Schutzleute befanden sich dort.

„Auf wessen Veranlassung wollen Sie mich verhaften?“ schrie der Pole den Kommissar an; „aus welchem Grunde, auf wessen Befehl?!“

„Auf meine Veranlassung“, entgegnete der Staatsanwalt vortretend. „Einstweilen nur wegen Führung eines falschen Namens, Usurpirung eines Ihnen nicht zukommenden Titels und darunter versuchten Betrugs. Weiteres wird die Untersuchung darthun; für jetzt dies: Sie sind nicht der Fürst Kasimir Broinski, sondern Sie heißen Szapira, und für diese beiden Behauptungen sind glaubwürdige, bekannte Zeugen hier. Dieser Herr beweist, daß Sie nicht der Fürst sind, jener Herr dort, daß er Sie unter dem Namen eines Barons Szapira als entlarvten Falschspieler in Paris gekannt hat. Führen Sie den Herrn in Untersuchungshaft, Herr Kommissar, und verfahren Sie streng nach meinen sonstigen Befehlen!“ —

* * *

Die Gräfin Gleichenstein, ohnehin schon in hohem Grade angegriffen durch die Enthüllungen und Ereignisse der beiden letzten Tage, fühlte sich infolge der letztbeschriebenen Szene keineswegs wohler und es schien ihr absolute Ruhe nöthig zu sein. Die drei Herren kamen deshalb, ehe sie in den Salon zurückkehrten, überein, daß von dem Souper, zu welchem sie sämmtlich geladen waren, keine Rede sein könne, beschlossen aber, in dem Hotel, in welchem Herr von Geldern abgestiegen war, gemeinschaftlich zu Abend zu essen.

Lodoiska wollte jedoch von diesem Arrangement durchaus Nichts wissen und bestand auf Ausführung des ursprünglichen Programms.

„Ich befinde mich ganz wohl, meine Herren“, sagte sie, „und bitte Sie dringend, meine Gäste für den Abend zu bleiben. Durch die Entlarvung dieses schlechten Subjekts ist in Wahrheit ein Alp von meiner Brust genommen — jedoch auch ein neuer mir aufgebürdet worden“, fügte sie traurig hinzu. „Was mag nach Alledem aus meinem Vetter Kasimir geworden sein?!“ —

„In diesem Augenblick, Frau Gräfin, sind die von Szapira bewohnten Zimmer im „Englischen Hof“ bereits unter gerichtliches Siegel gelegt“, sagte Herr von Krantz. „Unter meiner persönlichen Leitung wird morgen früh die Durchsuchung seiner Papiere und Effekten vorgenommen werden. Was er an seiner Person trug, befindet sich in diesem Augenblick wohl schon in Händen des Polizei-Kommissars und wird wahrscheinlich noch an diesem Abend mir übergeben werden. Wenn ich Ihnen offen meine Ansicht sagen soll, so glaube ich, daß Szapira den Fürsten — beseitigt hat, in irgend einer Weise. Sobald ich im Besitz seiner Briefschaften und Papiere bin, werde ich sofort die eifrigsten Recherchen anstellen lassen und hoffe auch Licht in das noch herrschende Dunkel zu bringen.“

Man hatte sich zu Tische gesetzt und that der excellenten Küche der Gräfin Gleichenstein alle Ehre an, als ein Diener den Polizei-Kommissar Britz meldete, welcher den Herrn Staatsanwalt sogleich und dringend sprechen müsse.

Herr von Krantz ging sofort hinaus. Einige Minuten später kehrte er sichtlich erschüttert zurück.

„Meine schlimmsten Vermuthungen haben sich bestätigt“, sagte er. „Wegen der Beschuldigung, einen falschen Namen geführt zu haben, ebensowenig wie wegen derjenigen des versuchten Betrugs, pflegt man nicht mit dem Leben abzuschließen: Szapira muß also Schwereres auf seinem Gewissen gehabt haben und seine Papiere müssen für ihn sehr gravirend sein, denn er hat auf dem Wege von hier zum Gefängniß, vor der gesetzlichen Durchsuchung seiner Person, Gift genommen und ist schon als Leiche im Gefängniß angelangt. Der schnell herbeigerufene Arzt hat Tod durch Bleisäure — acidum hydrocyanicum — konstatirt. In diesem Päckchen hier“ — fügte der Staatsanwalt hinzu — „befindet sich Alles, was er bei sich trug. Ich werde noch heute Abend eine Durchsuchung seiner Hinterlassenschaft vornehmen.“

* * *

Gräfin Gleichenstein war krank. In kurzen Zwischenräumen waren zu erschütternde Nachrichten auf sie eingestürmt und nicht die mindeste derselben war die vom Tode ihres geliebten Oheims und ehemaligen Vormundes, des alten Fürsten Broinski. Die Nachrichten aus D. konnten ihm nicht erspart bleiben — sie hatten einen Schlaganfall mit tödtlichem Ausgang zur Folge gehabt.

Lodoiska war nun die alleinige Erbin der immensen Güter der fürstlich Broinski'schen Familie. Als Seehausen sie nach ihrem Kranksein zum ersten Mal wieder besuchte, klagte sie mit komischer Verzweiflung über die Last des auf sie gewälzten Reichthums; sie fühlte sich, nach Allem, was geschehen, nicht mehr so selbstständig und sicher wie früher: sie bedurfte des Schutzes und einer sichern Stütze.

Mit innig-freundlichem Blick reichte sie matt lächelnd Seehausen die Hand und herzlich sagte sie:

„Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mir so treu zur Seite gestanden haben, mein lieber Freund, daß Sie mich aus so großer Gefahr retteten: was wäre ohne Sie aus mir geworden?!" — — —

Seehausen hielt ihre Hand in der seinen fest und sah ihr bittend in die schönen Augen:

„Lodoiska, Ihr „Freund" kann ich nun aber nicht länger bleiben — ich liebe Sie dazu zu sehr!" —

Eine leichte Röthe verklärte das schöne Gesicht der Polin; verschämt senkte sie die Wimpern und mit reizendem Lächeln erwiderte sie:

„Wenn Sie mir Ihre Freundschaft so plötzlich entziehen wollen, da muß ich wohl Ihre Liebe annehmen, denn — ich kann Sie nicht mehr entbehren, Leopold!" —

Jubelnd schloß er sie in seine Arme.

„Endlich hat meine Liebe den kleinen Trotzkopf besiegt!" rief er strahlend vor Glück und ihren schönen Kopf mit Küssen bedeckend.

Die Vermählung des Paares fand infolge der Trauer um den Onkel und Vetter der Gräfin, an dessen Letzteren Tode man nicht mehr zweifeln konnte, in aller Stille statt. Unmittelbar nach dem Trauakt reisten Seehausen und Lodoiska nach Italien, um selbst Nachforschungen über den Verbleib Kasimir's anzustellen, da die Recherchen der Behörde bis dahin zu keinem Resultat geführt hatten.

Herr von Krantz hatte Seehausen über den Befund der Haussuchung in Szapira's Wohnung genau informirt. Außer sehr ansehnlichen Baarbeträgen, welche einstweilen in gerichtlichem Depositum behalten wurden, war eine Menge von Papieren erhoben worden, deren Eigenart sie zweifellos als die Hinterlassenschaft des jungen Fürsten Broinski kennzeichnete, an dessen Tode nun kaum mehr zu zweifeln war. Allein der einzige Mund, welcher in dieser Hinsicht hätte Aufschluß geben können, war für ewig verstummt. Mit ziemlicher Gewißheit ergab sich nur, daß das nördliche Italien der Schauplatz sein mußte, wo das tragische Ereigniß und der Verrath an der Freundschaft sich vollzogen hatten.

Die Gegend des reizenden Garda-Sees, und namentlich das malerische Tremosine, waren der erste Ruhepunkt Seehausen's und seiner geliebten Lodoiska. Aus dieser herrlichen Uferlandschaft waren die nachweislich letzten authentischen und ausführlichen Mittheilungen Kasimir's an seinen Vater gekommen; hier — wenn irgendwo — mußten Aufschlüsse zu finden sein. Allerdings waren auch die Recherchen des Herrn von Krantz bis dorthin und darüber hinaus thätig gewesen, jedoch erfolglos.

Das junge Paar beabsichtigte mehrere Monate in stiller Zurückgezogenheit am Garda-See zuzubringen. Sie hatten ihr Absteigequartier vorläufig in einem Hotel genommen, gingen jedoch mit dem Plane um, eine Villa zu miethen. Zu diesem Zweck machten sie Ausflüge nach verschiedenen Richtungen hin. Eines Tages waren sie auf einer Bootfahrt nach dem gegenüber liegenden Malcesine gekommen. Dort gefiel es Lodoiska ausnehmend. Um eine Erfrischung zu erlangen, traten sie in den Garten einer am See liegenden Villa und gern erfüllte eine einfache, ländlich gekleidete Frau den Wunsch der Fremden.

„Ist diese Villa nicht zu vermiethen?" fragte Lodoiska die Frau.

„Sie war es bisher stets, doch unsere Herrschaft wird bald von langen Reisen zurückkehren und wünscht sich dann hier für die Dauer aufzuhalten. Zuletzt wohnte ein fremder Fürst mit seinem Freunde hier, und seit die fort sind, haben wir keine Miether mehr gehabt."

„Wie hieß der fremde Fürst?" fragte Seehausen, aufmerksam geworden.

„Ich habe den Namen nie aussprechen können", entgegnete die Bäuerin.

„Vielleicht Broinski?" —

„Ja, ja, so war es! — Du, Matter!" rief sie ihrem Manne zu, welcher wenige Schritte entfernt im Garten arbeitete, „komm' 'mal her!"

Der Bauer näherte sich.

„Der Herr hier kennt unsern Fürsten vom vorigen Jahr; hieß er nicht . . . . ." —

„Broinski?" fragte Seehausen.

„Ganz recht", entgegnete Matter. „Ja, wahrhaftig, so hieß er!"

„Und sein Begleiter, sein Freund — vielleicht Szapira?" fragte gespannt, erregt Lodoiska.

„Gewiß, das waren die Namen!" riefen Beide, Mann und Frau, zugleich.

„Und wohin sind sie von hier gereist?" —

„Ach, das kam ganz plötzlich, eines Nachmittags, und war eine wunderliche Geschichte", fuhr die Frau fort. „Der Fürst und der Baron waren am Morgen auf den See hinaus gefahren, um zu fischen, wie sie sagten. Am Nachmittag kehrte der Baron allein zurück, sagte, der Fürst habe seltsame Launen, sei unterwegs an Bord des Dampfschiffs gegangen, um nach Peschiera zu fahren, und habe ihn beauftragt, Alles einzupacken und ihm dorthin zu folgen. Der Baron bezahlte Alles freigebig und reichlich; packte ein und fuhr mit dem nächsten Schiff ebenfalls in der Richtung nach Peschiera von dannen. Seitdem haben wir Nichts mehr von den beiden Herren gehört."

„So stehen wir hier auf dem Punkte, den wir suchen", sagte Seehausen deutsch zu seiner Gemahlin, „und müssen von hier aus weiter nachforschen."

Er setzte sich mit den dortigen Behörden in Verbindung und nach wenigen Tagen schon ward ihm die Mittheilung, daß in der Nähe von Limone, am jenseitigen Ufer des Sees, um die angegebene Zeit ein bekleideter männlicher Leichnam an's Ufer getrieben und nach vergeblichen Bemühungen, seine Identität zu konstatiren, auch in Limone beerdigt worden sei. Auf dem dortigen Gericht befinde sich noch ein goldenes Medaillon, welches die Leiche um den Hals an einem feinen Kettchen getragen und worin sich das Bildniß eines ältern Mannes befinde. Sämmtliche Taschen der Kleider seien leer gewesen.

Am folgenden Morgen schon fuhren Herr und Frau von Seehausen mit dem Dampfschiff über Riva nach Limone. Dort legitimirte er sich und Lodoiska der Behörde gegenüber und man zeigte ihnen das Medaillon mit der Kette. Frau von Seehausen erkannte in dem durchaus gut erhaltenen Bilde sogleich ihren theuern Oheim, den vor Kurzem verstorbenen Vater Kasimirs. An der Identität der Leiche mit dem verschwundenen Vetter Lodoiska's war nun nicht mehr zu zweifeln und das Gericht sprach Frau von Seehausen den Besitz der einzigen Hinterlassenschaft ihres unglücklichen Verwandten, des Medaillons mit der Kette, zu.

Der Arzt, welcher die Leiche vor deren Beerdigung untersucht hatte, theilte Seehausen mit, daß das Gesicht vollständig von den Fischen zerfressen gewesen, daß er jedoch an der rechten Schläfe eine deutlich wahrnehmbare Eindrückung des Schädelknochens bemerkt und schon damals deshalb seine Ansicht dahin ausgesprochen habe, daß nicht ein Verunglücken, noch ein Selbstmord, sondern ein Mord vorliege. Nach den Mittheilungen des Herrn von Seehausen zweifle er nun auch nicht, daß Szapira den Fürsten im Boote von hinten mit einem Todtschläger — einem sogenannten „lifepreserver" — bewußtlos gemacht, dann seine Taschen geleert und den noch Bewußtlosen über Bord geworfen habe, um ihn so schnell den Tod in dem tiefen See finden zu lassen. Möglich sei es jedoch auch, daß schon der Schlag allein tödtlich gewesen sei.

So war denn endlich das Verbrechen enthüllt. — Seehausen und Lodoiska besuchten Kasimir's Grab. Still betete sie lange an dem schmucklosen Hügel. Dann erwirkte ihr Gemahl die Ausgrabung der Leiche, ließ dieselbe in einen schweren Eichensarg legen und veranlaßte ihren Transport nach dem Stammschloß der Fürsten Broinski, wo die irdischen Reste Kasimirs bei denen seiner Ahnen endlich Ruhe fanden.

Auch das junge Paar kehrte zurück, um der Trauerfeierlichkeit in Polen beizuwohnen und Seehausen übernahm die Verwaltung des durch seine Frau nun auf ihn gekommenen weiten fürstlichen Grundbesitzes. Heute heißt er mit Genehmigung — ja selbst auf Wunsch seines Landesherrn Fürst Seehausen-Broinski. —

Kunstgewerbliche Skizzen.

III.

Der Stil im heutigen Kunstgewerbe.

Im vorigen Artikel war gezeigt, daß zwei Versuche, zu einem neuen Stil im Kunstgewerbe zu gelangen mißlungen, waren; die direkte Einführung des Kunststils einer früheren Zeit, des gothischen, sowie die Erfindung eines ganz neuen Stiles. Wir sahen, daß diese Versuche mißlingen mußten, weil ein Stil, welcher aus ganz andern Kulturverhältnissen entsprungen ist, sich nicht für moderne Verhältnisse und Anschauungen eignet und weil es andererseits eine absolute Unmöglichkeit, ein Unsinn ist, einen neuen Stil erfinden zu wollen. So bleibt denn nur noch ein Weg: die Umbildung alter Formen zu neuen, unserer modernen Kultur angemessenen, entsprechenden. Hier tritt nun gleich die entscheidende Frage an uns heran: an den Kunststil welcher Zeit sollen wir anknüpfen, welche Formen sollen wir wieder aufnehmen. Auch hier sind schon Versuche angestellt. Die „griechische Frage“ am Anfang dieses Jahrhunderts, die genauere Kenntniß der erhaltenen griechischen Baudenkmäler, rief in Berlin unter Schinkel den hellenistischen Stil hervor. Wir leben, namentlich in den Provinzen noch zum guten Theil unter der Herrschaft dieses Stils mit seinen nüchternen langweiligen Formen und der Furcht vor jeder Anwendung von Farbe. Im Kunstgewerbe hat es diese Periode zu absolut gar nichts Erfreulichem gebracht und auch auf dem Gebiet der Architektur gehörte eben ein Schinkel dazu, um uns die reinen klassischen Formen nahe zu bringen, genießbar zu machen. Alles, was seine Nachfolger geleistet haben, ist Stümperei — mit dem genialen Meister ist seine Richtung dahingegangen. Aber niemals dürfen und werden wir vergessen, was wir in seiner Schule gelernt haben: feste Zucht, logisches Denken innerhalb der Kunst, Erkenntniß des Organismus der Form und tektonische Bildung! — Und grade diese Bildung ist es, welche uns noth that, sie war das unbedingte Erforderniß, wenn wir zu einem neuen Stil gelangen, wenn wir die Formen vergangener Zeiten überhaupt verstehen und verarbeiten wollten. Gleichzeitig mit der hellenistischen Richtung, doch sie überdauernd, war die Einführung des gothischen Stils, worüber schon früher gesprochen ist. Aber es zeigte sich sofort, daß die gothischen Formen, wenn man sie auch für kirchliche Architektur, Geräthe, Möbel ꝛc. direkt verwenden konnte, doch für den Profangebrauch wesentlich modifizirt werden müßten. An Möbeln war eigentlich außer Tischen und Schränken gar nichts zu gebrauchen, alle anderen mußten dem Bedürfniß und den Anschauungen, die wesentlich andere geworden waren, entsprechend auch wesentlich anders gebildet, umgeändert oder neu geschaffen werden — es zeigte sich aber sofort, daß man bloß mit den alten Formen nicht arbeiten konnte, daß man aber gleich an das Umbilden gehen mußte. Soviel ist übrigens sicher, daß eine Umbildung der Gothik bei uns immer noch mehr Aussichten haben würde durchzudringen, als der Hellenismus. Denn während die griechischen Formen, die offenen Hallen, großen luftigen Räume mit einem Decor, welcher wesentlich in Stein herzustellen wäre — sich sofort als einem südlichen Klima entlehnt und entsprechend zu erkennen geben, so hat die Gothik den Vortheil, in unserem Klima und aus den dadurch bedingten Bedürfnissen entstanden, mithin für uns auch geeigneter zu sein. Trotz alledem hat es die moderne Gothik nicht vermocht, feste Wurzeln im Volk und Handwerk zu schlagen: nach schnellem Antreiben ist sie verdorrt. Die nun folgende Periode der Zerfahrenheit lehrte wenigstens eines: genaue Kenntniß der verschiedenen Stile, indem sich vornehme Leute — manche thun es heute noch! — „im Still einer bestimmten Zeit einrichteten“. Das ist im Grunde eine Spielerei und zwar eine recht geschmacklose; denn in ein Roccoco-Zimmer oder ein Boudoir im Stil Louis XVI. gehören auch Menschen im Zeitkostüme, aber keine im Frack und Cylinder!

Wenn wir nun alle diese Stilarten ablehnen, weil sie sich unseren Verhältnissen nur schwer akkomodiren lassen, so hat dies letztere gewiß auch darin seinen Grund, daß uns die Perioden, welchen jene Stile entstammen, geistig ziemlich fern stehen. Es hing die Wiederaufnahme der Gothik eng mit der romantischen Richtung der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts zusammen, die bald verflogen ist, und wenn sich heute Jemand im Roccocogeschmack einrichtet, so ist es gewiß ein Finanzmann oder sonstiger Lebemann, dem die frivol tändelnden Formen aus bestimmten Gründen besonders zusagen. Daher mußte sich der moderne Stil an eine Zeit anschließen, welche uns geistig verwandt ist, zu der wir uns hingezogen fühlen: dies ist die Zeit der Reformation, des Humanismus der Renaissance. Es ist die Zeit Luthers, Dürers, Holbeins, die Zeit, in welche wir zurückgreifen, wenn wir Sinnbilder suchen für die Erscheinung altdeutschen Lebens. Beweis dafür: die bildende Kunst, die historische Dichtung unserer Tage! Und wenn hierin das Kunstgewerbe der „hohen Kunst“ folgt, so ist dies nur natürlich. Das 16. Jahrhundert ist die große Zeit deutschen Lebens, nicht das gothische Mittelalter. Wir würden alle Errungenschaften der größten deutschen Geistesthat als nicht vorhanden betrachten müssen, wenn die Wiederaufnahme der gothischen Formen von Dauer gewesen wäre. Und gerade, daß dies nicht der Fall war, ist ein Beweis für das Gesunde der Renaissancerichtung, eine Garantie für ihre Dauer.

Unsere ganze moderne Kultur ist erwachsen auf den Erfolgen, welche die Wiederbelebung des Alterthums errang. Die humanistische Bildung ist die Grundlage jeder höheren Bildung, und wird sie trotz aller Machinationen dagegen bleiben, so lange noch ein idealer Sinn die Menschheit durchdringt. Was die Künstler Italiens und Deutschlands im Zeitalter der Renaissance geschaffen, das ist und bleibt der Ausgangspunkt jeder künstlerischen Bestrebung. Und wie wir unser geistiges Erbe aus jener Zeit ableiten, so datiren auch manche unserer Anschauungen vom praktischen Leben, viele unserer täglichen Bedürfnisse aus jener Zeit.

Die Renaissance ging aus, wie ihr Name sagt, von dem klassischen Alterthum, d. h. dem Römerthum, welches sie wieder beleben wollte, wieder beleben im eigentlichsten Sinn. Man wollte die reinen antiken Formen an die Stelle der Gothik setzen und dachte nicht im Entferntesten daran, etwas Neues zu erfinden. Man wollte in Italien nicht nur bauen und verzieren wie die alten Römer, die vermeintlichen Vorfahren, sondern man sprach, und lebte selbst, wie jenes glorreiche Volk. Aber diese Neubelebung zeigt sehr bald neu erfundene, auf jenen römischen erwachsene Formen; man modelte, ohne es zu wollen, mit der naiven Schaffenskraft der Zeit das Alterthum doch etwas um und bequemte es den Bedürfnissen der Zeit an. Nach Deutschland kamen die Renaissanceformen erst zu einer Zeit, als sich schon in Italien ein Verfall bemerkbar machte, und zwar nur in beschränktem Maße. Die deutschen Künstler, welche die Formen als etwas völlig Neues, ihnen Fremdes übernahmen, versetzten dieselben reichlich mit ihrem heimischen, dem spätgothischen Stil. Und durch diese Vermischung entstand jene reizvolle Verbindung dieser an sich widersprechenden Stilarten, aus der die köstlichsten Arbeiten erwachsen sind. Es mag hier nur an das Sebaldusgrab Peter Vischers erinnert werden. So nahm die deutsche Renaissance einen ziemlich selbstständigen Charakter an, schlug dann aber bald denselben Pfad ein, welchen die italienische und französische Kunst inzwischen schon betreten hatten: den des Barockstils.

Ausgegangen ist die Renaissance von den Formen des Alterthums; aber bald zog sie in ihren Bereich alle ihr damals zugänglichen Kunstformen und verwendete davon das ihr brauchbar Erscheinende. Und so ist es auch heute: ausgehend von dem Formenschatz der Renaissance, gleichviel ob deutscher oder italienischer, wird das moderne Gewerbe alles an Ornamenten dankbar annehmen, was sich passend verwenden läßt; vor allem die ewig mustergiltigen ornamentalen Formen des Orients, wozu heute in erster Linie die Kunst von China und Japan hinzutritt. Wenn wir aber heute von einer Renaissance im Kunstgewerbe sprechen, so ist darunter etwas wesentlich Anderes zu verstehen, als gewöhnlich darunter verstanden wird. Gerade dieser Umstand aber, daß wir nicht die deutsche oder italienische Renaissance nachahmen, sondern von beiden Richtungen das Beste annehmen und dies unter Hinzunahme neuer Formen den Bedürfnissen und Anschauungen unserer Zeit entsprechend umbilden und verwenden, gerade das bürgt uns für die Dauer der modernen Renaissance.

P.

Verantwortlich für die Redaktion: Karl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.